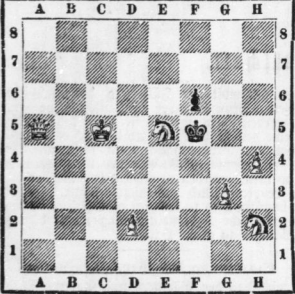


Schach

Bearbeitet von E. Schallopp. Aufgabe Nr. 261.

Von Dr. A. Deder in Wolfsteden bei Gotha.



(7+2)

Weiß sieht an und legt im 3. Zuge matt.

Lösungen

Aufgabe Nr. 25. Aus der Partie Schallopp-Bladburne. Weiß (7): Kf2, Td6, g2, Bg4, c3, h3; Schwarz (8): Kf8, Td1, f5, Bb7; Weiß gewinnt.

Weiß hätte auf folgende Weise seine Kräfte dem ewigen Schach entzogen und zum Etage gelangen können:

- 42. Kf2-e1: Tf5-f1+ 49. Kg3-g4
43. Tf5-e5+ wegen 44. Tg2-e2 50. Kf1-g1. Der Turm
mit Aufhebung der Bauernkette. wird auf die 4. Linie gerückt, wäh-
rend der König die 2. erreicht, jedoch
44. Ke1-e2 Tf1-e1+ der letzte sich jenseits hinter dem
Schwarz hat hier wie in allen sol- verhalten kann.
chen Fällen immer nur die eine
45. Kd2-f3 Tc1-e3+ 51. Kf3-f3 Th3-h4+
46. Kf3-g3 Tc3-e3+ 52. Kf3-e2 Tf4-e4+
47. Kd4-b3 Tc3-h3+ 53. Kd2-e2 und die zum Matt
48. Kh3-g3 Th4-h3+ führenden Schachgebote haben ein Ende.

Aufgabe Nr. 254. Von Dr. A. Deder in Wolfsteden bei Gotha. Weiß (6): Ka1, Dh5, Se4, Bg4, c3, g2; Schwarz (3): Ke4, Ba7, e5; 3 Züge.

- 1. Dh5-c6 Kd5-c6, e5: 2. Df5-f1+ Kd5-c2, e4(e3)
3. Df7-b7, f3+ 3. Dd1-b1, f3+.

Aufgabe Nr. 255. Von Joh. Berger in Graz. Weiß (10): Ke5, Dh5, Lf5, Bd5, d8, Ba4, a6, c3, g2, h2; Schwarz (6): Ke6, Sa5, g6, Be7, f7, g6; 3 Züge.

- 1. Bd5-d3 Ke5-d6: 1. ... e7-d8:
2. Sa5-e7+ Kd6-c7, e5(e5) 2. Dd3-c2+ Ke5-d5, f5:
3. Dd3-d4, d4+ 3. Dd2-b2, g2-g4+.

Wichtig angegeben von W. Röhrig in Reichenhalsleben (ber auch Nr. 252 und 253 richtig löste).

Aufgabe Nr. 256. Von Fritz af Geberstein in Carlshaus (Schweben). Weiß (9): Ke7, Se1, d5, Be2, d2, e4, f3, g2, h4; Schwarz (5): Ke6, Sa6, c6, Bb6, g3; 3 Züge.

- 1. Sa5-e3 Se5-e4: 1. ... Sa3-d3: (ober bel.)
2. f3-f4+ Ke5-f4, d4 2. Sc1-e2 Se5-c3
3. Se1-c3, h3+ 3. f3-f4(d2-d4, Sc3-c1, g4)+

Auf andere Weise folgt gleichfalls 2. Sc1-e2(+) nach Matt im nächsten Zuge.

Aufgabe Nr. 257. Von Ernst Krieger in Münden. Weiß (12): Ke6, Dg6, f4, e3, Lb4, Se4, Bb3, c4, d5, e5, g2; Schwarz (8): Ke6, Lg6, Bg4, h2, Be2, f6, f7, g5; 3 Züge.

- 1. Dg6-f7: Lg6-f7: 1. ... Ke5-d4:
2. Se4-d5+ Ke5-d4, Se4-e5 2. Se4-f2 beläufig
3. Sd6-f5, f4-e4+ 3. Df7-e7, Te5-e4+

Neuere Mitteilungen

Im Reichthum's Magazin von Gumburg hat jetzt Gumburg 4. Bladburne 2 Partien gewonnen, während 4 remis wurden. Wie der Field' von Herrn Gumburg erzählt, wird der Kampf infolge Unfähigkeit Bladburne's aller Wahrscheinlichkeit nach abgebrochen und demnachst im British Chess Club zu London unter modificirten Bedingungen wieder aufgenommen werden.

Für die Redaktion verantwortlich: J. S.: Dr. A. Deder in Gotha.

Räthsel

Gemohnme.

I. (Zweifelh.) Von J. N. in Halle.

Der Pilot, will er zum Hafen Rüstlich seine Fahrt vollenden,
Kauf als Reutrum es verwenden;
Doch dem Vizeer dient's, dem Kruden,
Wenn er meiden will die Strafen,
Dob er es als Reutrum
Rüstlich, ebe der Termin um.
Sollt kender; and zur Klarheit
Sist es weidlich oft der Wahrheit.

II. (Zweifelh.) Von J. N.

Durch Dampf und Riedelkeit getrieben,
Ist nur von einer Hand gelenkt,
Ist fest mein Gefühlg groß geliehen,
Dochlich man häufig treu bewahrt.

Ich fuchte dem Verdienste Kronen,
Beriolge des Verdienste Spur
Und weid, vermindert mir, zu lohnen
Das reidie Schöffen der Natur.

Doch sieht man immer froh begrüßt,
Was, anfangs trübe, mir entfällt,
Den legenden Born, den süßen,
Der Leid undummer freudlich küßt.

Für Recht und Etre filen zu freieren
Sicht man mich häufig treu bewahrt;
Doch auch die Heiter treu leiten,
Von Goh und Seidenigkeit durchschlät.

Durch mich wird paier Zeit erhalten,
Das filn ein großer Geist gebät,
Was filn die weidig, wie mein Wäiten,
Ist auch verjieden meine Macht.

Charaden.

I. (Zweifelh.) Von G. G.

Was mich die kurze erde Erde nennt,
Ist allunfähig nur im Menschenleben,
Doch ein Ziel für alle Ehen und Etreben,
Dochwill es leiten eine richtig kennt.
Wenn an die dritte noch ein Kant sich schließt,
So ist's ein Ding, das Du mit Freuden siehst;
Mit reidien Glanze ist es meist erfüllt,
Doch mit der zweiten hier's in Nacht gefüllt.
Das Ganze tritt man in der warmen Zone,
Im Wunderland der alten Phäone.

II. (Zweifelh.) Von S. J.

Wettheider des Vaterland's ist er im vollen Wids,
Hat er nicht die zwei Erten, er leidet nicht mehr.
Sie führen ihn zum Paradies, nur ein zum hiesigen Tod,
Und bleiben dennoch tren ihm im Schmerz, o große Noth.
Sichst Du nun nach dem Reigen, Du trittst ihn überall,
Im Keller, auf der Straße, im Hause und im Stall,
Er leidet viele Dienste, ist manchmal jung, oft alt,
Von Schwärze oftmals trübe, gänzlich klar und kalt.
Ich meine Dir das Ganze, es hat beiderlei Sinn,
Ist gern bereit zu dienen, freit nie nach oben hin;
Reht sich an seine Wäde, lebt oft bei großen Fern,
Die haben ihn am liebsten in ihrer Bälge gern.

Silbenräthsel.

Von K. in Halle.

Aus den nachstehenden 23 Silben sind acht Worte zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben die Namen zweier jetzt vielgenannter Personen ergeben:
a, ain, be, ce, co, da, de, e, f, fo, frau, hu, i, la, li, lo, lais, mon, nel, o, ra, roo.

Es bezeichnen: 1. militärischer Grad, 2. Beruf, 3. Baumart in Rom, 4. Eper, 5. Bezt. d. Reichthums, 6. französischer Dichter, 7. bibl. Name, 8. altgriechisches Reich.

Aufösungen folgen in nächster Nummer.

Aufösungen der Räthsel in voriger Nummer:
Der Rogogrph: I. Garlena, Afrika, Kien, Ar, Men. — II. Mainz, Mainz, Rai.

Des Kriptomogrphs: Boulangier, Obse, Ulan, Leer, Kuge, Rarr, Georg, Cie, Rand.

Des Ausfüllräthsel's: M A D B A S I N D I E N A R S E N A R H E I M S D E L P H I A L F O N S

Stuk und Verlag von Otto Hendel in Halle a. S. E.

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Ein Beiblatt zur Saale-Zeitung.

No. 43.

Halle a. S., Sonntag 23. Oktober.

1887.

Inhalt: Nach Brasilien. Reiseerinnerungen eines Arztes. VI. (Schluß.) Santos. — Laisalle's Leiden. — Land- und Hauswirtschaft: Eine neue Feis. Fütterer der Kartoffeln an Rindvieh. Zum Pflanzen der Weißbunten. Einemung von Georginenzwiebeln. Wobden der Erdbeere. Einlegen der Birnen in Essig. Schimmel der Kiste. — Schach. — Räthsel. — Feuilleton: Wammsjahres: Die Sprachen Afrikas. Literatur und Kunst. Der Nachdruck aller Original-Artikel ist unterlagt.

Nach Brasilien.

Reiseerinnerungen eines Arztes. — Von Dr. Fr. Br.

VI. (Schluß.)

Südwestlich von Rio liegt Santos, das Endziel unserer Reise. Wir legten die 50 deutsche Meilen betragende Wegstrecke an einem Tage zurück, fuhren an der fruchtbaren und durch ihre köstlichen Auanas berühmten Insel S. Sebastião vorüber und gingen Sonntag den 17. April im Hafen von Santos und zwar unmittelbar an einer von der Gesellschaft erbauten Landungsbrücke vor Anker, um den Rest unserer Erkundungsjahre vor Anker, um den Rest unserer Fahrt gegen eine wohlfruchtige Reise zu verlaufen und den erst für den nächsten Sonntag festgesetzten Termin der Rückfahrt abzuwarten.

Auf dieser Küstenstraße fällt die Höhe des brasilianischen Innenlandes mit einer 600 m hohen bewaldeten Gebirgsmauer teil gegen das Meer ab. Bei Santos erleidet das Gebirge eine hufeisenförmige Einbiegung. So giebt es Raum für eine viele Gewässer große Ebene, in welche das Meer nur mit einer schmalen, halbkreisförmigen Bucht eintritt. Und doch liegt das ganze Tiefland unter der Herrschaft der See. Breite Wasserläufe bringen bis zum gegenüberliegenden Winkel des Gebirges vor. Zur Zeit der Fluth wird das ganze Gebiet überflammt, die Ebbe vermindert es in einen ungeheuren Sumpf. Die Luft ist in diesem von einer Bergmauer umschlossenen Grunde von erdrückender Schwüle. Selbst fiebererregenden bezimren jährlich die geringe Bevölkerung. Nur Weidkisten und gahrende Sumpffliegen finden hier ein Elorado.

Santos liegt auf einer der Fluth nicht zugänglichen Insel, ziemlich weit landeinwärts an einem breiten Wasserarme. Die Stadt als solche ist ohne Bedeutung, sie besitzt nur 12,000 Einwohner. Die Anlage der Stadt ist nach einem einseitigen

Plane angeführt, etwas weisläufig und auf bebauten Zuwachs berechnet. Die breiten Straßen verlaufen schurrgerade und zwischen bebauten Häuervierteln finden sich noch ganze Abschnitte wilden Brachlandes. Auf einem Spaziergange zur Barra, d. h. zur Spitze der Insel, welche die Meeresebucht erreicht und auf der ein schnell ausfließender Baderoy Platz gefunden hat, gewinnt man ein überraschendes Bild über die verschiedenen Zustände der Kultivirung des Bodens. Das ganze Land ist in regelmäßige Quadrate getheilt, die einzelnen von vorgezeichneten Wegen begrenzt, deren wichtigste kaum gebnet und gepflastert bereits von Straßenbahnen durchzogen werden. Unkrautdringliche Waldstücke wechseln ab mit anderen, aus denen die Art des Anfielders schallt. Das Buchweiz wird ausgebaut, die Stämme werden in bequemer Höhe abgeschlagen und das weniger brauchbare Holz in Haufen geschichtet und verbrannt. Zwischen den langsam glühenden Brandhaufen erhebt sich das Hochhaus des Bestäcker. Später folgen Kiefern, die mit Mais und Grasarten bebaut sind. Anstelle der Holzstämme treten Wohnhaus und Stallgebäude, vor denen Pferde und Maulthiere weiden. Endlich sehen wir fruchtbare Gärten mit Palmen und Drangen, mit Rosen und Ziersträuchern. In ihrer Mitte eine freundliche Villa, aus deren Fenster Marienbühlung klingt.

Wichtig ist Santos allein durch seine Lage in der Nähe des Meeres. Es ist der Hafen der großen und fruchtbaren Provinz S. Paulo. Fast die gesamte bedeutende Einfuhr derselben nimmt ihrer Weg über Santos und hier ist der Hauptstapel- und Handelsplatz für ihr wichtigstes Ereignis, den Kaffee. Die ganze Stadt durchzieht der Duft der frischen Bohnen. Lange Speicher reihen sich aneinander, sämmtlich gefüllt mit Kaffeebohnen. In ununterbrochener Fahrt, Tag und Nacht bringen Maulthierkarren die schweren Säcke zum Hafen. Dort

Mannichsaliges.

Die Sprachen Afrikas.

Interessante Notizen über die afrikanischen Sprachen und deren Gruppierung giebt Dr. Robert V. Cui, dessen Quelle die einschlägigen Werke der bedeutendsten deutschen und englischen Forscher der afrikanischen Völker noch nicht erschöpfen, und es bietet sich hier dem Ethnologen und Linguisten noch immer das weitaus fruchtbarste Feld zur Forschung. Dr. Cui behält die linguistische Einteilung in 6 afrikanische Hauptgruppen oder Haupt-Sprachgruppen vor: 1. Semiten (Araber, Abessinier, Mauren), 2. Hamiten (Galla, Somali, Berber, Bedicha, Danakil), 3. Nubisch-Sulah (die sog. Nubier oder eigentliche Araber und die Nubah oder Fulbe, letztere als fremde Einwanderer in den Nubien und im Negergebiet), 4. Neger (Guban-Völker, namentlich Gausa, Kanouris, Bam Senegambier wie: Serar, Wolof, Mandingos, Makkari c.), 5. Vantu-Wälder (Duala, Lunda, Hereros, Kongo, Betschuanen, Kaffern c.), 6. Hottentotten = Buidnamer = Gruppe. Jede dieser Gruppen, bezieht aus verschiedenen Zweigen und Völkern, von welchen hier die wichtigsten genannt sind. Dr. Cui giebt folgende Tabelle:

Table with 4 columns: Familie oder Hauptgruppe, Zweige, Sprachen, Dialekte. Rows include Semiten (II, 10, 9), Hamiten (III, 29, 27), Nubisch-Sulah (II, 17, 7), Neger (IV, 195, 49), Vantu (II, 168, 55), Hottentotten-Buschmann (III, 14, 9).

Natürlich ist die Bedeutung dieser Sprachen eine sehr verschiedene, und ebenso verschiedenartig ist ihre Entwicklungs- und Bildungsfähigkeit als Schriftsprache. In 66 afrikanischen Sprachen ist die Bibel theils vollständig, theils in Bruchstücken überetzt worden. Vollständige Bibel-Übersetzungen existiren in folgenden Sprachen: Arabisch, Ambara (Abessinien), Koptisch, Makkari, Ulka, Yoruba, Gita, Kola (Sprache der Amazona-Wälder), Scluto, Seidiana. Das Neue Testament existirt in der Hererosprache, Bruchstücke desselben in verschiedenen anderen Sprachen. Keine Sprache aber ist mehr Beachtung zu verdienen als die Nubisch-Sulah, von welcher der Missionar Knapp ein umfangreiches Wörterbuch herausgegeben hat. Von reichem Worthatze und im ganzen Bau sehr entwicklungsfähig und somit von Grund aus als internationale Verkehrssprache (für Afrika) wie geschaffen, wird die Nubisch-Sulah auch durch die Häufigkeit des überetzt intelligenten und unternehmungslustigen Nubisch-Volkes weit verbreitet. Sie wird daher in den Wissenschaften Afrikas ein ebenso



übernehmen Arbeiterkolonnen die Weiterbeförderung. Eine endlose Kette zieht sich vom Lagerplatz am Ufer zum Schiffe. In beständiger Dauerlauf geht es die steilen Kaufplanken hinauf und herunter. Jeder Arbeiter trägt auf dem Rücken einen Koffersack. Die Kräftigen halten deren zwei oder gar drei übereinander geföhrt. Es ist eine harte Arbeit, die den Mann bald aufreibt, die aber einen erstaunlich hohen Lohn abwirft.

Die größeren Importgeschäfte und fast der gesamte Kaffeehandel befinden sich in deutschen Händen. Was ich von Deutschen sah, war ein intelligenter, unternehmender und weltkundiger Menschenschlag. Als der Kaiser von Brasilien auf einer Reise Santos berührte, war der Deutsche Klub die einzige Gesellschaft, die er mit seinem Besuche beehrte. Zwischen den Deutschen am Lande und der „Balsparaito“ herrschte ein reger Verkehr und ließ uns oft die Fremde völlig vergessen. Es wurde geschätzt, gelacht, gesungen und getrunken, politisiert und philosphirt, ganz wie in der Heimat.

Die Hauptstadt der Provinz, die mit ihr den gleichen Namen S. Paulo trägt, liegt zehn Meilen weit von der Küste entfernt. Beide Städte, Santos und S. Paulo sind durch eine Eisenbahn miteinander verbunden, eine seltene Erscheinung hierzulande. Die Fahrt geht zunächst einige Meilen weit am Rande des Berges entlang zwischen Säulen, Bananenpflanzungen und Ananasfeldern hindurch. Dann plötzlich wie mit einem fühlenden Entschlusse wendet sich die Bahn gegen die feste Bergwand. In drei Abzügen werden die Hügel am Draßfeld die 600 m hinaufgezogen. Es ist eine großartige Anlage und die Fahrt, die bei der gediegenen Ausstattung in uns nie verschwinden läßt, wird genussreich durch den wunderbar schönen Ausblick auf die Baumtoren des Urwaldes und auf ausgedehnte Hochgründe. Die Hochberge heigt ein ganz anderes Aussehen. Bis in eine unmaßbare Höhe erstrecken sich Grasflächen, auf denen Herden von Pferden und Kühen weiden. Die Jagden mit ihren Meerböfen und Kaffeepflanzungen beginnen erst weiter hinten im Lande, bei Campinas.

S. Paulo ist eine schnell aufblühende Stadt nach nordamerikanischen Muster, in der so viel gebaut wird wie sonst an keinem mit bekanntem Orte der Welt. Das häßliche Leben hat einen europäischen Anstrich, es wird hier weit mehr und reglamer geardeitet als in den Städten der Küste.

Auch einer Unversität erfreut sich S. Paulo, von der indessen bis jetzt nur die juristische Fakultät völlig eingerichtet ist. Ich wehte zufällig einem Fackelzug von Studenten bei. Die Fackeln wurden von Negerburken getragen. In ihrer Mitte schritten etwa 30 junge Leute, an der Spitze ein farbiges Musikchor, welches die Marschmäße und brasilianische Tänze spielte. Der Zug machte vor dem Medienschloße einer Zeitung Halt, und ich glaube Arbeiter der Druckerei vor mir zu haben, die ihrem Ober eine Huldigung darbrachten. Erst die Rede des Vorkämpfers belehrte mich darüber, daß diese Herren Studenten seien. Sie wurde mit einem ungeheuren Aufstand an Pfaffen, an Stimme und an Armabewegungen

bedeutendes allgemeines Verkehrs- und Verhändlungsorgan, befiel sich auch die Weihen im Verkehr mit den verschiedenen schwarzen Stämmen bedienen, werden, wie es die arabische Sprache in Nordafrika und West- und Südwestafrika ist.

Literatur und Kunst.

* Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Sachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Fr. Hmlauf. (H. Hartleben's Verlag in Wien, jährlich 12 Heft a 45 Kr. — 85 Kr.) Baumraktionen einmal Franco-Zwölftelung 5,50 fl. — 10 fl.) Von dieser rühmlich bekannten Zeitschrift geht uns heben das erste Heft ihres X. Jahrganges zu, das durch die Fülle des Gebotenen neuerdings übertrifft. Das Programm derselben umfaßt wie bisher alle Fortschritte der geographischen Wissenschaft und außerdem noch die dankenswerte Spezialität, einzelne Länder und Völker in eingehenden, durch Original-Erörterungen erläuterten Artikeln näher bekannt zu machen. Die beste Empfehlung bietet wohl der reiche Inhalt des vorliegenden Heftes mit einigen hochinteressanten und werthvollen Beiträgen. „Emil Schlägelmittel bietet einen hochinteressanten Aufsatz über „Die Schlangentänze in Afghanistan“, der neben in seine Heimat zurückgekehrte Vorkriegerische Dr. Emil Solub ein seltendes Bild „Aus dem Wamite-Neiche“, der Oberst Gustav Bancelari einen Aufsatz über die merkwürdige „Königstadt

vorgetragen, wie sie eben nur den Schwägern portugiesischer Junge zur Verfügung ließen. Auch die Antwort vom Balkon herab klang so geschraubt und vor von einer solchen Fülle wohlberechneter und für die Menge wirkungsvoller Kunsteffekte durchsetzt, daß es mich unaufhaltsam von dannen trieb.

Ich machte mir in S. Paulo das Vergnügen, einen jungen Deutschen auf der Arbeitshöhe zu begleiten. Es war dies ein Brauer aus Posen, der sich schon seit mehreren Monaten im Lande aufhielt und dessen Berufsarbeit zur Zeit ruhte. Er hatte inzwischen als Maler auf einer entlegenen Fazenda gewirkt und fand nun Beschäftigung in einer von Deutschen neu errichteten Zimmbolzfabrik. So vielseitig gestaltet sich die Thätigkeit des unternehmenden Handwerkers in Brasilien.

S. Paulo ist vielleicht berufen, binnen Kurzem in politischer Beziehung eine bedeutende Rolle zu spielen. Pedro II., der 62 jährige Kaiser von Brasilien, ein Herrscher von Gottes Gnaden, reich an Wissen und an Weisheit, ein Tatkräftiger und an Mitleid, ist schwer erkrankt und sein Ableben ist fühlend zu gewärtigen. Der Thron würde nach der Verfassung auf die Infantin Isabella übergehen, die Gemahlin des im Lande wenig beliebten Prinzen Gaston von Orleans. Nun liegt aber die Frage vor, ob das Kaiserreich dieser Thronwechsel überbauen wird. Die Bewohner der Südprouvinzen, darunter viele Deutsche, antworten mit einem entschiedenen Nein. Sie sehen nicht ein, weshalb sie länger an die Schlaraffenland Rio Steuern bezahlen sollen, da sie doch für die Provinzen nie Geld übrig behält und noch dazu von feindlichen Gesichtspunkten geleitet, ein Aufblühen der Südstaaten nach Kräften erschwert. Auch im Norden des großen Kaiserreiches gibt es den verschiedenen republikanischen Klubs nicht verwehrt, ihre rothen Fahnen am hellen Tage zu entfalten und Ausrücker zu werben. Ob Brasilien ferner ein Kaiserreich bleiben wird oder nicht, ob es sich in einen republikanischen Staatenbund verwandelt oder in eine Anzahl von einander unabhängiger Republiken auflösen wird, das sind Fragen, über welche in nicht zu weiter ferne die Würfel fallen müssen. Selbst die Brasilianer, mit denen ich über die voranschreitenden Folgen des Thronwechsels sprach, interessirten sich einigmaßen für die Sache. Sie äugerten in ziemlicher Uebereinstimmung, die Lage habe wirklich ihr Bedenkliches und ein Enten der Kurve sei in der That zu besorgen. Diese Auffassung der Sachlage beleuchtet wohl genügend das politische Glaubensbekenntnis der Portugiesen Brasilien's.

Der leidige Geldpunkt ist für den brasilianischen Staat allerdings von ganz besonderer Bedeutung. Die Staatsschulden wachsen in das Unerblichste, sie erforderten schon im Jahre 1880 die Ausbringung von Zinsen im Betrage von 87 Millionen Mart. Man verliert es, sie durch unnatürlich hohe Zölle zu tilgen, aber zum Beamten ist der Portugiese nicht ehrlich genug und so geht es für ihn fein bestes Mittel um schnell reich zu werden, als unter die Zöllner zu gehen. Der Staat hat natürlich das Nachsehen und bei der thatsächlichen Verdringung der Ein- und Ausfuhr des Reiches

jaice in Bosnien und ihre Katalomben, v. v. Strank beiräthlich in einem erschöpfenden Artikel „Deutschlands wirtschaftliche Position in der Sübbe“ und Dr. Ludwig Martin in Dechi (Südben) entspricht als Westfrönde die Annahme des Malaiischen, einer heute heute weitverbreiteten Sprache, die in Einfachheit von keiner der künstlich konstruirten Weltprachen (s. v. Bolopff) erreicht werde. Interessante kleine Beiträge schließen das reichhaltige Heft ab, das noch die Biographien und Porträts des Aristokratischen George Grenell und des Geologen W. Sander enthält. Außerdem ist eine prächtige „Wälfertarte der Erde“ dem Heft beigegeben.

* Schumann's Terminalkalender für die Zukunft begeben in Freuchen, Medienburg, den Thüringischen Staaten, Braun-schweig, Waldeck, Lippe und den Hanfsüden auf das Jahr 1888 ist neben in bekannter Ausstattung erschienen. Der Kalender enthält außer einem Kalenderblatt 22 verschiedene Festlagen, die theilweise — wie die Personalien der Zuttsbehörden in den genannten Staaten und das Verzeichniß der sämtlichen Rechts-anwälte und Notare im Deutschen Reiche — von hohem Werthe sind. Der Kalender feiert in diesem Jahre sein fünfzigjähriges Jubiläum, gewiß der beste Beweis, daß es verstanden hat, sich die Gunst der gemanneten Zeitgenossen zu erwerben. Der Preis beträgt 3 M., mit Schreibpapier durchschossen 3,50 M.

Abnen Haare zu Berge. Meinen tiefgefühlten Dank an Gneiff für sein ritterliches Benehmen. Es ist charakteristisch, daß Kaffale in mehreren analogen Umständen, die er am 26. Aug., also Tags vorher, an fremde abhandte, den ursprünglichen Ausdruck „absolute Vermorschenheit“

in „Unwürdigkeit“ umänderte. Am 27. wird der Ausdruck bereits in „Unbignität“ abgeschwächt. Der Verlauf des Duelle ist bekannt. Herr von Radowiza traf Kaffale tödlich. ...

Kaud- und Hauswirthschaft.

Eine neue Iris.

Die Zahl unserer Schwertlilien ist in der jüngsten Zeit wieder um eine Schönheit vermehrt worden. Unsere deutsche Schwertlilie, Iris germanica, mit ihren blauviolethen oder bläulichen Blüten ist jedermann bekannt, den meisten auch die gelbe, am Wasser bei uns wildwachsende, weil in ganz Deutschland land beliebt und verbreitet und bis in die kleinsten Kaugärten herab gezogen. Weniger bekannt schon ist die kleine, aber frühblühende niedrige Schwertlilie (I. pumila) in zwei Formen, mit dunkelviolethen und blaßblauen Blüten, der ca. noch 20 anderen Arten und Spielarten, wie sie in größeren botanischen Gärten im Freien gezogen werden, ganz zu geschweigen. Kürzlich ist nun aus Asien eine neue Art eingeführt worden, die etwas größer ist als I. pumila, aber nur etwa die halbe Höhe von unserer deutschen Iris erreicht, sich aber durch die schönen violethen Blüten sowie durch die Eigenartigkeit des ganzen Habitus vortrefflich auszeichnet.

Das Botanical Magazine, dessen neuester Nummer ich hierbei vorgangsweise folge, bringt eine prächtige Zeichnung derselben, angefertigt nach einem blühenden Exemplar in der Kew collection in London vom Mai d. J. Sie hält, heißt es dort weiter, die Mitte zwischen I. pumila und I. tectorum. Der einzelne Stengel hat 5-6 kurze, fast schuppig geordnete Blätter, von denen nur die drei obersten etwas länger sind. Die Blüten stehen wie bei I. pumila stets einzeln. Die Farbe der äußeren zurückgebogenen Blumenblätter ist leuchtend dunkelviolett (bright lilac), von 1-2 mm breiten hellviolethen Bändern zum durchziehen; die drei aufwärtsgerichtet schmalen inneren Blumenblätter sind hellviolett, die Bartwulste gelblich. — Ohne auf die speziellere botanische Beschreibung näher einzugehen, sei nur noch bemerkt, daß die ganze Erscheinung dieser Iris den Eindruck des Zierlichen, Lieblichen und dabei doch Kräftigen macht, die durch ihren Habitus wie ihr Co.orit sofort sympatisch wirkt, gefällig und feiner, und daß sie sich für den Frühjahrsflor, da ihre Blüthezeit bereits in den Mai fällt, sowohl zur Einfassung von Beeten wie auch als Florblume auf Beeten ganz vorzüglich zu eignen scheint. Ja es würde durch ihre intensivierte Färbung ein neuer, bisher unmöglicher Effekt in der Farbengruppirung im Gegensatz zu dem Feuerroth der Tulpen oder dem Blau-Roth-Weiß der Hyacinthenbeete zu erzielen sein.

Entdeckt ist diese werthvolle Acquisition von Dr. Duthie bei der Exploration von British Garwhal und dann zuerst mittheilt von Prof. Koster in Indien, von wo sie sodann nach dem königlichen botanischen Garten in Kew (spr. Kju), 8 km westlich von London an der Themse, 110 ha groß, der größte der Welt) eingekauft ist, wofür ich in diesem Jahre zum ersten Male gebührt hat. Wissenschaftlich benannt ist sie nach Dr. George King, dem Director des botanischen Gartens in Kalkutta, Iris Kingiana. W. F.

Zum Pflanzen der Obstbäume.

Wenn man ältere, fruchtliche Obstbäume hat entfernen müssen und will an deren Stelle einen Baum pflanzen, so sollte man unter feinen Umständen einen Baum derselben Gorte wählen, wirtschaftlich. Wird auf die Stelle, die vorher ein Apfelbaum innehatte, wieder ein solcher gepflanzt, so gedeiht er lange nicht so gut, als wenn an jene Stelle ein Kirsch- oder Pfämenbaum gepflanzt sein würde. Das sollte jeder beachten, der Obstbäume pflanzen will.

Hüttern der Kartoffeln an Rindvieh.

Da die Kartoffeln in diesem Jahre nicht allerorten gerathen sind, sodas sie vielfach nicht als Spreufartfisch verwendet werden können, ist angenehm, daß sie reichlich zur Viehnahrung benutzt werden. Dabei sei nun darauf aufmerksam gemacht, daß sie sich

gefocht oder gedörrt zur Fütterung des Rindviehes als verwendbar lassen. Wenn sie indeß zur Fütterung an milchende Kühe verwendet werden sollen, werden sie besser roh zerhackt. Doch ist dabei eine gewisse Vorsicht erforderlich, es besteht an Milchlässe je nach der Größe täglich nicht mehr als 15-30 Pfund Kartoffeln (im Durchschnitt 30 Pf. pro 1000 Pf. Lebendgewicht) verüttert werden, daneben ist etwa die Hälfte des Gewichtes an Strohlein zu reichen. Wird das nicht beachtet, oder werden mehr Kartoffeln verüttert, so rächen sich diese Fehler an der Güte der Butter, zu reichliche Kartöffelfütterung macht diese geschmacklos und giebt ihr eine zu große Härte.

Einerntung der Georginenknollen.

Vielach wird von den Gärtnern und Gartenfreunden der Einerntung der Georginenknollen nicht die nötige Aufmerksamkeit geschenkt, wodurch die Knollen leicht entwertet werden. Sobald das Land trocken, also schwarz geworden ist, was jetzt schon allgemein sein dürfte, find die Stengel ungefähr 1-2 Fuß über dem Erdboden abzuschneiden. Die Knollen läßt man noch 2-3 Tage im Boden, nimmt sie dann vorichtig heraus, reinigt sie und legt sie zum Trocknen aus. Ist das Wetter günstig, so wird das Trocknen am besten im Freien vorgenommen, doch muß verbunden werden, daß die Sonnenstrahlen direkt auf die Knollen fallen. Nach einigen Tagen werden die Knollen fester abgetrocknet. Die Knollen noch einige Tage an einem trockenen, luftigen Ort auszuliegen, und erig, wenn das genügend geschehen ist, können sie in die Aufbewahrungsräume gebracht werden, die belüftlich hell, luftig und namentlich trocken sein sollen. E. K.

Bedecken der Erdbeereete.

Die neu eingeführten, großfrüchtigen Erdbeereorten werden zwar von den Züchtern meist als hart bezeichnet, und sind es auch größtentheils, und doch thut man gut, sich nicht an zu sehr darauf zu verlassen. Es kann der Winter leicht sehr streng werden und die Erdbeereeten überl mitwischen. Um dem vorzubeugen, sollte man, namentlich, wenn es sich um ältere Bepflanzungen handelt, den Zwischenraum zwischen den Pflanzen 2-3 Zoll hoch mit gut verrotteten Dünger oder Mistbeerde bedecken. Dadurch werden nicht allein die Pflanzen gegen strengen Frost geschützt, sondern es werden ihnen auch große Mengen von Nahrungstoffen zugeführt, was sich bei der nächsten Ernte in ertrreichlicher Weise zeigt.

Einlegen der Birnen in Essig.

Durch kein anderes Verfahren wird den Birnen Aroma und Geschmack in dem Maße erhalten, als durch das Einlegen in Essig. Alle besseren Sorten, die eben ein eigenes Aroma haben, sollten daher nach dieser sehr empfehlenswerthen Methode konservirt werden. Zu dem Zwecke sind sie zu wählen, zu steilen, und von Kernhaus und Stielen zu befreien, jedoch nicht eine Portion unter Zulag von etwa 1 Pf. Zucker auf 2 Pf. Birnen so lange getocht, bis sie sich geräudern lassen. Dann nimmt man die aus dem Wasser heraus und legt in diesem, ohne ihm von neuem Zucker zuzusetzen die ganze Menge des man einlegen will. Ist das geschehen, so legt man den Essig so viel guten Weim oder Topf oder Glas gut zu bedecken, fügt noch etwas Simit und Nelken hinzu und läßt sie den Essig noch einmal erstochen. Sodann wird er über die Birnen gegossen und die Gläser und Töpfe gut, d. h. möglichst luftdicht verschlossen.

Schimmel der Käse.

Auf manchen Käseorten sieht der Feinwämeder den Schimmel allerdings sehr gern, da er in ihm ein untrügliches Zeichen der völligen Reife erblickt, auf wirren und namentlich den Hartkäse ist der Schimmel eine sehr läßliche Zugabe, die, wenn es irgend möglich ist, fern gehalten werden sollte. Als ein sehr einisches Mittel wird in manchen Gegenden ein Abreiben der Käse mit Del angewendet, und dieses Mittel hat einen sehr guten Erfolg. Man benutzt gutes Probencceröl, das man mit einem sauberen leinernen Luche auf die Oberfläche der Käse verteilt.



füßten oder, wenn er die Forderung erfüllt, auf der Straße wie einen toten Hund todtstehen werde...

Unter diesen neuen Umständen, Holtzoff, bitte ich um einen neuen Dienst! Schreiben Sie dem Vater. Verlangen Sie in Ihrem Namen und in meinem nur Eins von ihm, nicht Helene, sondern bloß drei Monat Anstufung, daß er sie während drei Monaten nicht verheirathet; daß er mir drei Monate Zeit giebt, seine, seine eigene Einwilligung zu erlangen.

Stellen Sie ihn vor, daß eine unabsehbare Reize von Verbrechen und tragischen Ereignissen aus einer überleiteten Handlung von ihm hervorgerufen würde. Ich würde den Mann tödten und mit ihr nach Amerika entfliehen. Ich will ja nur drei Monate von ihm. Hätte ich bis dahin seine Einwilligung nicht, gut, so mag er thun, was er will und kann. Giebt er mir die drei Monate, so ist alles gewonnen. Ich werde vom König von Baiern nicht nur eine Vermittelung, nein einen positiven Befehl zu erwirken wissen, daß er sie mir unverzüglich zur Frau giebt. Es giebt noch Männer genug in der Nation, die, wenn sie wissen, daß ich mit Haut und Haar auf dem Spiele stehe, alles mögliche thun, mich zu retten. Man wird den König bestimmen. Aber ich brauche die elenden drei Monate Frist!...

Der Gedanke, der junge Baiernkönig solle dem Agitator die Braut gewinnen helfen, klingt beim ersten Anblick wie der eines Wahnsinnigen, und doch lag Methode in diesem Wahnsinn, der Plan war ganz logisch ausgedacht und vortrefflich klug. Kaffalle war es vor allem darum zu thun, eine Unterredung mit Helene zu erwirken, um sein Loos aus ihrem eigenen Munde zu vernemen. Früher konnte und wollte er sie nicht aufgeben. Diese ihm bisher hartnäckig verweigerte Unterredung wollte er in München durchsetzen und zwar mittels eines Auftrags bei dem Staatsminister Freiherrn v. Schrenk, demzufolge dem Vater Helenes, dem Untergehenden dieses letzteren, amtlich aufgegeben werden sollte, seine majorane Tochter nicht länger widerrechtlich zu sequestriren und sie in den Stand zu setzen, ihm (Ferdinand), dem sie ein Eheversprechen gegeben, ihren Willen frei von jedem Zwang zu erklären. Hier, abgehört, ein Schöten der alten, unwürdigen Kraft, kam Ferdinand Mitte August in München an, wo seiner bereits eine neue Hofsoßin hatte. Der Freund Holtzoff hatte ihm am 15. Aug. den Empfang eines Briefes Helenes aus der Mitgetheiltheit, worin dieselbe ihm freigelegte Geschäftsführer, ohne auch nur die geschäftlichen Höflichkeitformen, meldete, daß sie alles zuzunehmen, was sie ihm Anfang August aus Wabern geschrieben hatte.

Ein fernerer Brief Holtzoffs an Kaffalle vom 17. Aug. umschreibt dieselbe Nachricht; der bewußte, in der sterilsten Form abgefaßte Brief sei „offenbar ein Dittat des Vaters“. Dieser Unglücksbotschaft folgte auf dem Fuße eine telegraphische Mittheilung aus Genu, wonach Helene auch an Kaffalle direkt einen Abgabebrief gerichtet habe. Wie Kaffalle diese neuen Schläge aufnahm, und welchen Erfolg seine mündlicher Reize hatte, veranschaulicht der folgende an Holtzoff gerichtete Brief desselben.

München, 18. Aug. Theurer, theurer Freund! Ihre Briefe vom 8., 9. und 15. Aug. liegen vor mir und meine Verzweiflung ist riesengroß, größer denn je. Ich habe ein ganzes Leben in Kampf und Gefahren aller Art zugebracht, und ich bin wie ein Kind, wie ein Kind! Sie haben recht, ich habe nur äußere Gefahren, noch nie den inneren Schmerz, den todten, peinigenden, tödlichen inneren Schmerz gekannt! Gegen diese bin ich wehrlos; alles was ich von Kraft in mir habe, stellt sich auf meine Seite und bricht mich zu Boden! Tausend Tode sterben ist gar nichts gegen diesen todten, angstschweiß, den jeder Augenblick mir erpreßt! Ich habe ja nichts durchgekämpft und durchgesetzt in meinem Leben, so vieles wird's erlöse durch's Gelingen hinter mir — alles, alles hängt ich verweisend an das Gewicht der einen Stunde, die über den Gewinn oder Verlust Helenes entscheiden wird!...

Einen an eine andere Adresse gerichteten Brief vom gleichen Tage (18. August) beginnt Kaffalle mit den Worten: „Rein Verdammer in so entsetzlicher Hölle!“... „Ich leide unter dem noch entsetzlicher als bisher. Meine Ahnung hat sich bestätigt. Aber ich muß sie trotzdem wiedergeben!... Ach! Ich wäre furchtbar, auch noch an einer Unwürdigen zugrunde gehen zu müssen. Und ich selbst trüge die Schuld ihrer Un-

würdigkeit! Furchtbare, furchtbare Vernichtung.“ In verschiedenen Wendungen kehrt die Ansicht immer wieder, Helene sei getäuscht über ihre rechtliche Lage (Minorität) und ohne Kenntniß von seinen Neuanstrengungen und Leiden. Der Brief schließt: „Hölle im Herzen.“

Ein Augenzeuge meldet, daß Kaffalle schon auf dem Wege von Genu nach München gewent habe wie ein Kind. Die eiserne Kufe, die in Genu seit dem 9. Aug. über ihn gekommen war, hatte ihn also bereits wieder verlassen. Der „eiskalte, Körper gemordete Wille“, in den er sich verwandelt haben wollte, war also unter den von Nord und Süd kommenden Unglücksbotschaften wie Wachs zerfloßen. Kaffalle war eben ein Mensch und konnte das Uebermenschlische, das ihn jetzt erreichte, nicht mehr tragen. Wiederholt ruft er aus: „ich bin wie ein Kind“, also schwach und hilflos ganz wie Helene, die sich in einem während ihrer Sequestrierung geschriebenen, an Kaffalle gerichteten Zettelchen auch „das Kind“ untergeschrieben hatte. So vollständig und so gleichzeitig hatte also das Unglück diese beiden starken Geister im Laufe von ein paar Wochen gebrochen. Die Stellen, in denen Kaffalle die Größe seines Schmerzes schildert, sind ergreifend.

Den folgenden Tag (18. Aug.) verbrachte Kaffalle in fieberhafter Aufregung und Hätigkeit. Er war mehr todt als lebendig; schon die physische Arbeit — er hatte in vierundzwanzig Stunden nach allen Hindrücken gegen sechzig Briefseiten geschrieben — hätte ihn aufreiben müssen, „geschweige die furchtbare Pein“.

Seine Briefe von diesem und dem folgenden Tage lassen auf die heftigsten Seelenkämpfe schließen. Entgegengesetzte Gesichter durchkreuzten sein mißes Gehirn. Einmal fing, bei der Bestätigung von zwei Seiten, der Gedanke an einen Verarrh seitens der Geliebten an, in seinem Herzen immer breitere Wurzeln zu fassen, erst dasselbe wie ein böses Unkraut zu überwuchern und dann des Lichtstrahles zu berauben und zumammenschnüren.

Am 21. Aug. erhielt Ferdinand den berechtigten Abgabebrief Helenes, welcher nach einer der handschriftlichen-Sammlung liegenden „Copie“ lautet wie folgt:

„Er. Wohlgebohren Herr Kaffalle. Nachdem ich mich von ganzem Herzen und in tiefster Reue über die von mir unternommenen Schritte mit meinem verlobten Bräutigam Herrn Janke von Racowica ausgesöhnt und dessen Liebe und Verzeihung wiedergewonnen habe; — nachdem ich davon auch Ihrem Rechtsanwalt Herrn Holtzoff in Berlin Nachricht gegeben habe, bevor ich dessen abmahnenden Brief erhielt, erkläre ich Ihnen freiwillig und aus voller Ueberzeugung, daß von einer Verbindung zwischen uns nie die Rede sein kann, daß ich mich von Ihnen in jeder Beziehung lossage und seit entschlossen bin, meinem verlobten Bräutigam ewige Liebe und Treue zu widmen. Helene. Ich ersuche Sie, mir den Brief, den Sie von mir in Händen haben, zurückzustellen.“

Helenes Zeilen wirkten auf ihn mit der Gewalt eines kalten Wasserstrahles. Von nun an kennt er nur noch ein Gefühl, das der Rache an Helenes Vater, Herrn von Dänmiges.

In einer an Wahnsinn grenzenden Stimmung beleidigte er denselben in der brutalsten Weise. Als Rächer seiner Ehre und der seines Hauses stellte sich auf dem Plane der Mann mit „dem dunklen Teint und schwarzen Haar“, der Wallache Janke von Racowica. Die Beirzung und die Trauer der Freunde über die jüdische Wendung der Dinge war grenzenlos, ihre Bemühungen, das Duell zu verhindern oder auch nur aufzuschieben, ohne Erfolg; es wurde auf den Morgen des 28. Aug. festgesetzt.

In Kaffalle war am Vorabende die alte „eiserne“ Kufe wieder eingekehrt, er sagte seinen Freunden, er sei ganz sicher am anderen Morgen unverehrt zum Frühstück zurück. Die Stunden gingen träge dahin unter dem Hin- und Hergehen der Sekundanten, der Feststellung der Modalitäten des Duells und der Beschaffung des einzigen für geeignet befundenen Paars Pistolen, das in Genu vorhanden war.

Am diesem Tage (27. Aug. um 10 Uhr 20 Min. vormittags) gab Kaffalle noch folgendes Telegramm auf:

Rechtsanwalt Holtzoff.

Berlin, Jägerstraße 27.

Kompletteste, ungläubigste Indignität der Person bewiesen. Habe selbst verzichtet. Schreiben Sie alle weiteren Schritte. Wenn Sie jemals die Geschichte genau erfahren, stehen

sollten für geschmuggelte Baaren besondere Rubriken angelegt werden. Die traurigen Finanzverhältnisse Brasiliens werden am besten durch die im Umlauf befindlichen Münzen gekennzeichnet. Goldstücke bekommt man nicht zu sehen, Silbergeld ist sehr selten und als Kleingeld sind über marktstüßige Nickel- und Kupfermünzen im Verkehr. Weiter aufwärts, und zwar schon in Werten von tausend Reis, d. h. etwa einer Mart und fünfundsachzig Pfennig nach unserem Gelde, finden sich Staatsnoten, zerfetzte und höchst unansehnliche Blätter, die man nur mit Handhüben anzufassen wagt. Sie verdienen übrigens insofern einige Anerkennung, als jedes von ihnen das Brustbild des Kaisers in guter Ausföhrung trägt und dieses die einzige Art ist, in welcher das Bild des Landesherren im Reiche allgemeine Verbreitung findet.

Mein längerer Aufenthalt in Santos ermöglichte es mir, die Umgebung nach allen Richtungen zu Fuß und im Boot abzustreifen. Für den Europäer gehört es zu den schwierigsten und gewagtesten Dingen, allein im Urmald vorzudringen und namentlich zur Jagd muß man sich unbedingt landeskundigen Führern anvertrauen.

Ich war zu einem größeren Jagdzuge gerüstet und pünktlich mit der Fluth langten meine Kameraden, so nennt man die einheimischen Jäger, bei der Valparaiso an, um mich abzuholen. Ihr Jagzrug war das landesübliche, von den Indianern übernommene Kanu, aus einem einzigen ausgehöhlten Baumstamm hergestellt und doch sehr genug, um Segel und Steuer zu tragen. Mein Führer Ciquo, ein Mann in den vierziger Jahren mit magerem und sehr gewandtem Körper, mit gutmüthigem Gesicht aber scharfen lebhaftem Blick, erfreute sich als Jäger des besten Rufes. Seine Jugendjahre hatte er in Triest verlebt, wo er sich erinnerte als Kind am Strande Müscheln gesammelt zu haben. Später war er zum Schiffsjungen emporgestiegen, als solcher in Brasilien zurückgelassen und seitdem ununterbrochen in Morrön, dem nächsten Ziel unserer Fahrt, in Dienst. Er hatte längt seine Muttersprache vergessen und war unverheirathet und besaß nur eine Leidenchaft, die Jagd. Er wußte geschickt jenen kameradschaftlichen Ton zu treffen, der den Verkehr unter Jägern und mit Jägern zu einem so angenehmen macht. Von Präheri oder Wichtigtheit einer unerschaffenen Jagdfreunde gegenüber war bei ihm keine Spur zu bemerken.

Der zweite Jäger war Fernando, ein junger Neger von unverfälschter Rasse, mit nicht unheimlich, stets heiterem Kinder-geischt; er schloß sich sehr zutraulich an mich an und war stets dienfertiger und beim Jagen thätig und unternehmungslustig. Unsere Unterhaltung vollzog sich in einer Art von Wolapük. Die verschiedensten Sprachen mußten ihre gebräuchlichsten Wörter dazu hergeben und das Resultat war meist ein befriedigendes, wir verstanden uns.

Die Fahrt nach dem 9 Gemeilen entfernten Morrön ging sehr schnell von statten. Ein Segel konnte aufgezeigt werden und pfeilschnell schoß das schmale Fahrzeug durch die Fluth. Ein Fels am Bergabhange diente als Wegweiser durch das Gestrüpp des Sumpflandes. Am feinen Fuße lag die Anferdelung, schon von weitem durch das Hellglän ihrer Bananenpflanzungen zu erkennen. Morrön ist die Residenz einer vortheilhaften Kaufrau, einer Wittve, die von ihrer Großmutter als einer Dichterin einen Sprachschatz deutscher Wörter ererbte hatte, welcher der Ausbildung meiner neuen Universalprache sehr zu statten kam.

Die welstgelegene Anferdelung hatte schon öfter deutschen Besuch erlebt. Auch Princesse Henrique, unser Prinz Heinrich, hatte von hier aus einen Jagdausflug unternommen. Auf der Jagd hatte er nur wenig Glück gehabt, aber ein Aukeben geerntet durch sein leuchtendes Benehmen ein gutes Andenken gesichert. So konnte erzählen, daß Prinz Heinrich sich soden in Deutschland verlobt habe und setzte durch diese Neuigkeit meine Wirbhu in helles Erstaunen. Der älteste Tochter des Hauses, einem hübschen und fleißigen Mädchen, habe der Prinz besonders gut gefallen, aber dieser habe ihr, der Mutter, mit der ersten Miene verweigert, er werde nie heirathen. So habe Josefine sich getrost und einen andern, übrigens auch einen recht braven und wohlhabenden Mann genommen. Und nun wird Princesse Henrique doch heirathen, ich habe es gleich gesagt, wenn mir erst die Rechte kommt! Es war übrigens noch die Hand eines jungen Töchterchens zu vergeben, und da die Brasilianerinnen mit ihrem zwölften Lebensjahre heirathsfähig werden, dürfte der Augenblick bald kommen

in dem Donna Laura das bedeutame Ja ausspricht. Jetzt war Laura noch Kind, ein hübsches Kind mit blonden Haaren, tohlschwärzen Augen und recht ungezügelmten Manieren. Wenn mir im Garten eine Frucht oder eine mir fremde Baumblüthe auffiel, war sie stets bereit, hinaufzutreten und das Gemüthsje zu holen. Auch einen Rosenzweig brach sie für mich und getreht nur in einige Verlegenheit darüber, auf welche Art sie mir denselben am passendsten überreichen sollte. Daß sie schließlich die Blüthen vor mir auf den Boden legte um dann blühschnell zu verschwinden, war jedenfalls die beste Lösung der schwierigen Formfrage. Bei der Rindlichkeit des Mädchens hielt ich es nicht für nöthig, der Mutter zu versichern, daß ich niemals heirathen werde und würde sie es mir nach ihren jüngsten Erfahrungen geglaubt haben? Schwerlich. Wenn nur erst die Rechte kommt!

Das Wohngebäude zu Morrön war ganz aus Holz hergerichtet. Auf der geräumigen Ebene hauste ein Negerpaar mit seinem Nachwuchs. Die Stuben der Herrschaft waren der Feuchtheit wegen aus Pfahlwerk erbaut und man konnte durch die Ritzen der Diele die Hüfner füttern, die darunter ihr Versteht hatten. Schränke, Betten und sonstige Möbel waren durch untergehobene Pfähle erhöht, um sie so vor den zahllosen Ameisen und Schaben zu sichern. Fensterreihen gab es nicht und die Fenster wurden nur durch hölzerne Läden geschlossen. Doch die Betten waren groß und sauber, die Decken mit jüngsten Madetrapsen geschmückt, wie man sie in Brasilien häufig findet.

Nachts um 12 Uhr, nach kurzer Ruhe, brachen wir auf. Eins der kleinsten Kanos wurde in das Wasser gelassen, für mich war in seiner Mitte eine Lagerstätte aus Schilfmatten hergerichtet, die Kameraden nahmen an den beiden Enden des fahrigenes Platz, ergriffen die kurzen Ruder und hinaus ging es in die schwarze Nacht. Wir fuhren 4 Stunden lang den Dnilombo hinauf, einen schmalen und ziemlich rasenden Gebirgsfluß. Das Wort Nilombo bedeutet Flußdamm und der Name des Flusses soll angeben, daß in seinen Ufern bewaldeten Ufern entlauiene Schaben ein Versteht zu suchen pflegten. Von der nächtlichen Fahrt habe ich nur noch eine unentwackelte und verworrene Vorstellung. Ich wußte, um das Gleichgewicht des Kanos nicht zu stören, mir der Wände im Arm ausgestreckt an seinem Boden liegen. Bisweilen sah ich über mir den klaren Sternenhimmel oder düstere Baumtronnen, dann wieder vernahm ich Stöße und das Plätschern des Wassers. Das Boot war zwischen Baumstämmen geraten, die den Lauf des Flusses verperrten, oder es hatte Grund gefaßt und die Kameraden mußten aussteigen, um es von neuem flott zu machen. Mechanisch griff meine Hand nach dem nächsten Baumstamm, um ziehen zu helfen, dann schlief ich weiter. Nüchlich weckte mich ein laut und sauer durch den Wald schallender Klage-ton. Es war der Warnruf eines Brüllaffen. Die Schar seiner Schugbefohlenen sloh und rief uns noch aus der Ferne einen unheimlichen Abschiedsruf zu. Das Kanu war auf den Strand gezogen, ohne daß ich es bemerkte hatte. Auf dem Uferlande brannte ein Feuer und daneben lauertene meine Führer. Während das Wasser im Kessel siedete und der Morgenkaffee bereitet wurde, verließen die Sterne. Der Himmel röthete sich im Osten. Man konnte auf der Wände Korn und Weizen unterscheiden und die Jagd begann. Das Kanu blieb unbedacht am Ufer zurück. Wir zogen langsam am Fluße aufwärts, jede Spur im Sande wurde sorgfältig getrüft. Erst als die Sonne voll am Himmel stand und das Dichtdicht erhellte, bogen wir seitlich ab in den Urmald.

Ciquo hatte die Absicht, etwas aus Hervorragendes zu fischen. Ich stellte es ihm frei, allein vorzugehen und vertrat mich der Führung des Schwarzen an. Die Jagd galt Waldhühnern und sonstigem Flugwild und Fernando hatte schöner Arbeit. Er schlich leise und behende durch den Wald, oft mußte er das breite Messer aus dem Gürtel ziehen und das allzudichte Gewirr der Schlingpflanzen scharf durchschlagen, um mir das Flugwild zu ermöglichen. Dabei abmte er von Zeit zu Zeit Vierstimmigen nach. Aus weiter Ferne sang eine Antwort, sie wurde lauter und erregter. Nüchlich stande Fernando im Vorgehen, wie angewurzelt stand er da und deutete mit dem langen Lauf seiner Vogelstange nach einem dichten Gebüsch junger Palmen und baumartiger Farrenkräuter oder hinauf in den Wipfel eines Baumes. Ich schlich mich heran ohne ein Bild zu entdecken. Eindringlicher erklang



das Dottore tira! (Doktor, schieß!) des Schwarzen. Dann sah ich wohl in der angegebenen Richtung die leise Bewegung eines Zweiges. Der Schuß frachte und wie ein Raubtier aus seine Beute fürzte brando in das Dickicht. Nach längerem Suchen fühlte er zurück und brachte mir triumphierend den erlegten Vogel. Jedemal behauptete er mit nicht missverständlicher Geberde, gerade dieser Vogel gehöre zu den scharfsten. Ich nehme die Vogelwelt zu wenig, um Fernandos zoologische Angaben auf ihre Richtigkeit prüfen zu können, aber er nannte alles was ich ihm Passarinos. Später hieß das in meinem Bolapiti. Bald war das Dutzend erlegter Passarinos, unter denen sich eine Anzahl Waldtauben befand, voll. Fernandos Beutezieger war unerlässlich. Er wollte durchaus eine Unze, den südamerikanischen Vertreter der Tiger, zur Strecke bringen. Ich ließ mich von seinem Jagdfever anstecken und so bestimmerten wir uns nicht fernher die Waldhühner und schließlich fundenlang auf den Wildfähren umher, um einen Tiger zu begegnen. Doch etwa vorhandene Tiger mochten vorsichtiger sein wie wir, uns blieb der Kampf erspart und erwidert erreichten wir mit unseren Passarinos das Kano, wo Ciquo, der nicht viel glücklicher gewesen war, wie wir, uns bereits erwartete.

Nun ging es im Kano fundenlang den Quilombo hinab. Wieder lag ich mit dem Gewehr im Arm lang ausgestreckt im Kano und ließ die wechselnden Bilder der widromantischer Umgebung an mir vorüberziehen. Dit erschien es mir wie ein Wunder, daß es uns in der Nacht gelungen war, die Stromschnellen, die überhängenden Felsplatten und die aus gestürzten Bäumen aufgeschürmten Verbaue ohne Unfall zu passieren. Von Zeit zu Zeit stochte der Lauf des Kanoes und ich mußte auf einen Vogel Feuer geben, der sich allzu früh bis zu einem uns sichtbaren Akt hervorgezogen hatte. Wertvoller noch war mir die Jagd auf die sehr schnell fliegenden blauen Nieten-Schmetterlinge. Die Kameraden erriemen anfangs über mein Unternehen, gingen dann aber mit Verständnis auf den neuen Sport ein und zum Abendessen an den Quilombo bewahre ich mir zwei von Schrotflügeln durchlöcherter blaueschillernde Schmetterlingsflügel. Trotz des schonenwunden Kanoes durfte ich auch auf die Passarinos anstandslos nicht immer schließlichen, es mußte noch eine ganze Anzahl derselben das Mithraismus in die Sicherheit meiner Pläne mit dem Tode büßen und am nächsten Tage erhielt die sehr reichlich ausgefütterte Speisekarte der „Palparaiso“ zwei neue Gerichte. Das eine nannte sich Passarinosjuppe und das andere Spaghenbraten.

Auch sonst war mein Jagdausflug für die „Palparaiso“ von Vorteil. Ich konnte es nicht verhindern, daß Ciquo mir beim Abschneiden große Bananenbündel an Bord brachte, jedes mit 50 bis 60 handlangen gurenschnitlichen Früchten. Sie hingen zwischen Ananas- und Orangenbäumen unter dem Sonnenegel des Verdeckes, zu jedermanns Nutz und Frommen. — Daß die Portugiesen die süßlich mild schmeckenden Bananenfrüchte mit ranziger Hasbutter bestreuen und süßen holländer Käse dazu essen, sei nur beiläufig bemerkt. Ueber den Geschmack darf man eben nicht streiten.

Wieder war es Sonntag geworden. Die Glocken läuteten seit der Morgenfrühe, in hohen Tönen, ohne harmonischen Zusammenklang, selbst ohne einen bestimmten Takt. In

Santos wurde Gottesdienst abgehalten. Die reich und farbenprächtigt ausgefütterte Kirche war von Gläubigen dicht erfüllt. Meist waren es Schwarze, von den zahlreichen Ausländern war niemand zu sehen. Neben der Orgel spielte eine Musikbande lebhaft und feierliche Weisen. Den Mundgang der Geistlichkeit begleitete sie mit den Klängen einer bekannten Quadrille. Jeder der sechs Heiligen, die in den Seitentapeten verewert wurden, bekam, sobald die feierliche Prozession ihm nahe, eine neue Tour. Inzwischen Inaterten draußen auf dem Vorplatz die Maken zugewandte trotz des hellen Tageslichtes; sie gehören einmal zum Katus und ihr Fehlen wurde gewiß manchen Gläubigen in seiner Andacht hören. Während bestimmter Pausen des Gottesdienstes spielte die Kapelle einige Stücke vor dem Kirchhof. Die fromme Menge wuchs zu einem ansehnlichen Volkschaufen heran. Von Zeit zu Zeit ging dieser oder jener, der sein Gewissen besonders beschwert fühlen mochte oder der seinem Heiligen ein wichtiges Anliegen anzuvertrauen hatte, zur Kapelle, kniete nieder und verrichtete sein Gebet. Das Benehmen des Schwarzen beim Beten ist für uns auffallend. Er begleitet seine Worte mit lebhaften Bewegungen der Arme und rollt die Augen, während er oft und eindringlich die gleichen Worte wiederholt. Nebenan wird geplaudert und während der Priester am Altar steht, spielt die schöne Brasilianerin mit dem Fächer und mit Blicken; sie lehnt sich vielleicht nach dem heranpendelnden Duft der Orangenblüten, die bei gewissen kirchlichen Handlungen unsere Mythen erregen. Andere Kinder andere Seiten. Die Kirche vertritt in Brasilien ein wichtiges Anliegen und unsere öffentlichen Konzerte. Großer Genuß des Lebens ist auch Gottesdienst, und der Negler, der vor seinem bunt bemalten Heiligen liegt und seine Andacht durch Whist und Feuerwert steigert, nennt sich so gut Christ wie der Wupperthaler mit seiner zur Schau getragenen Demut und Entschagung. Noch sang die Kirchenmusik und die Maken stiegen, als die Palparaiso die Anker lichtete und die Santos verließ. Die Fahrt ging nach Norden, zur Heimat. Wieder berührten wir Rio de Janeiro, Bahia und Lissabon. In rarerer Folge gehen die Bilder an mir vorbei, die ich auf der Herreise nie gesehen hatte. Die damals gewonnenen Eindrücke konnten sich vertiefen und befestigen. Nur das Leben an Bord war ein anderes geworden. Sammlische verfügbaren Räume des Schiffes waren mit Passagieren besetzt. Eine bunte Gesellschaft, verschieden Nationen und Lebensstufen angehörig, vereinigte sich wochentags auf dem kleinen deutschen Grund und Bodens, welches aus Eisen und Holz erbaut einfach auf dem Weltmeer schwamm.

Zum ruhigen Arbeiten fand ich keine Zeit mehr, nur meine Sprachstudien, die ich unter der Leitung lebenswürdiger Lehrpersonen betrieb, gingen flott von statten. Die Unterhaltung an Bord wurde bald deutsch, bald portugiesisch, französisch, englisch, dänisch oder im hamburger Wortschatz geführt und mein Bolapiti, die neue Weltsprache für Gebildete und Wilde, trieb überraschende Blüthen. Feste wurden gefeiert, Konzerte und Hälle abgehalten. Der gesellschaftliche Verkehr war ein sehr reger und wenn ich näheres über die Nüchternheit berichten wollte, so würde ich ein eigenes Kapitel anfangen können, vielleicht mit: „Mandereien aus dem Salon“ überschrieben. Dazu fühle ich aber weder Veranlassung noch Neigung.

Kassalle's Leiden.

Ein soeben erschienenes und sich als Beitrag zur Kassalle-Literatur bezeichnendes Buch* verpricht neue Mitteilungen über Kassalle's letzte Lebensstage zu geben und es hält auch, wie man anerkennen muß, dieses Versprechen. Das Buch giebt zunächst eine Schilderung des ersten Zusammentreffens Ferdinands Kassalle's mit Helene v. Dönniges, der Tochter eines in bairischen Diensten stehenden Diplomaten. Da in diesem Teile des Buches jedoch nichts berichtet wird, was nicht schon aus den Aufzeichnungen Helene's („Meine Beziehungen zu Ferdinand Kassalle“) bekannt geworden wäre,

* Kassalle's Leiden. Dargestellt aufgrund einer verloren geglaubten Handschriftenammlung, mit dem Portrait Helene von Dönniges's von Franz v. Venbach und zwei Briefen in Facsimile. Berlin, Paul Hennig, Buch- und Kunstverlag.

so überbringen wir ein paar Dutzend Blätter und eilen der Katastrophe zu, über welche durch die neuen Veröffentlichungen neues Licht verstreut wird.

Gegen Ende Juni 1884 hatte Helene Kassalle auf dem Nigri noch mehr als zweijähriger Trennung getroffen; in einem Briefe vom 2. Aug. schrieb Kassalle an die Gräfin Hagfeldt: „Es ist alles unüberwindlich abgemacht!... Es ist wirklich ein nicht geringes Glück, in einem Alter von 39 1/2 Jahren ein Weib zu finden, so schön, so frei und zu mir passender Persönlichkeit, ferner das mich so liebt, und endlich, was bei mir absolute Notwendigkeit, ganz in meinem Willen aufgeht. ... Was nun die Eltern in Genf jagen werden, das weiß Gott! Aber sicher ist, daß ich, wie sie, jetzt entschlossen bin, durchzugreifen, reise da, was reist.“

In einem Briefe vom 3. Aug. schreibt er: „Also Helene

ist entschlossen, wenn ich will, morgen ihren Eltern sogar wegzulaufen und, wenn ich wollte, als Zigeunerin mit mir durch die Lande zu ziehen. Ich hoffe sehr — und glaube es fest — die Eltern werden gleich oder doch nach einigen Angriffen fürnehmlicher Werbediamant, die ich auf sie machen werde, einwilligen. Sonst, beim großen Gott, bin ich zu allem entschlossen, ehe ich mich im geringsten beirren lasse.“

Entgegen der getroffenen Verabredung schüttete Helene, am 3. Aug. in Genf angekommen, ihrer Mutter ihr Herz aus. Die Wirkung war ungeahnt. Ihre Eröffnung in betreff der Verlobung mit Kassalle rief einen wahren Sturm von Entrüstung hervor und führte Helene die ganze Hoffnungslosigkeit ihres Schrittes vor Augen. In ihrer Verzweiflung theilte sie alsbald Kassalle das Borgefallene mit. In dem Briefe nennt sie ihn ihren „schönen herrlichen Kar“ und will unter allen Umständen bleiben sein „in Freud' und Leid treues, nur ihm ergebendes Weib“; nur in ihm sei ihr Glück und dies sei ihr Schicksal. „Jedenfalls bleibe ich felsenfest! Ach, Herz, wie ich mich nach Dir sehne. Jetzt ist es 6 1/2 Uhr und Du mein Herr und Gott bist mir schon hier! D, dieser Gebante mich wieder Stärke und Kraft — denn ich muß die Nähe und Allgegenwart meines Herrn und Gebieters fühlen, um nicht zu weichen, um nicht auch anderen gegenüber zu sein, wie Dir — das Kind. Aber ich fühle Dich und Deine Liebe — und so fürchte ich nichts mehr und bin jetzt und für immer Dein Weib, Dein Kind, Deine Dich anbetende Sache! Sage mir nur auf einem kleinen Zettel, daß Du mich liebst! Denn ich, Ferdinand, ich liebe Dich ja so sehr!“

Einige Stunden später eilte sie, von Unruh und Verzweiflung getrieben, zu Kassalle, in einer unheimlichen Flucht den einzigen Weg zur Rettung erklimmend.

Man weiß, daß Kassalle es war, der in diesem Augenblicke es ablehnte, Helene zu entführen. Er wollte „grofmütig“ sein; er wollte sie aus den Händen ihrer Eltern als freiwillig dargebotene Gabe empfangen; er hoffte den Starrsinn des Vaters und der Mutter durch seine Persönlichkeit zu beugen. Aus dieser edlen Haltung ermunert ihm sein Verderben. Es begann von diesem Tage ab eine Zeit wahnsinniger Leiden für Kassalle, die erst mit dem Augenblicke endeten, da er wusste, daß er seinem Nebenbuhler, dem Vojanen Jano von Racomiga, dem Helene bereits früher verprochen war, mit der Pistole in der Hand gegenüberzutreten würde.

„Was auch für Liebeskämpfer, so sagt der Verfasser, Goethe seinen Werther durchleiden ließ — es war noch Balsam im Vergleich mit der Pein, die unseres Helene Herz durchwühlte. Kassalle war nicht die stille Resignation gegeben, die Werther die Pistole in die Hand drückte; „Himmel und Hölle“ wollte er in Bewegung setzen, um das angebetete Weib zu erringen, die Resistenzen, in deren Weisig Kassalle sich glaubte, wollte er „vertausenden“, um Helene zu erkämpfen. „Ich leide stündlich tausendfachen Tod, tausendmal mehr als Prometheus.“ Werther folterte nicht der Gedanke, sein Glück durch eigene Thorheit verwirkt zu haben; Kassalle trieb dieser Gedanke ein zum Wahnsinn. Dort Dichtung — hier graunhafte Wahrheit.

Lat Briefe aus Kassalle's Schmerzentagen werden uns mitgeteilt. Unterm 4. August schreibt er an den Rechtsanwalt Holtzoff in Berlin, seinem treuesten Freund und Vater:

Lieber Freund! Warum habe ich Ihnen nicht gefolgt und Helene entführt, ohne daß zuvor ein Kunde von meiner Anwesenheit in den Eltern gedungen war! Es wäre mir das in Bern so finklerichtig gewesen! Aber Helene hat, querr alle Wege der Güte und Vokalität zu veruchen, ehe man zu den äußersten Mitteln griffe. Meiner eigenen schwachen Seite, der Vokalität, entparr das auch und so gab ich nach! Jetzt habe ich die Belohnung! Gestern Abend hier angekommen, fand ich schon alles in Aufruhr. Helene, die einige Stunden vor mir angekommen war, hatte alles mitgeteilt — und des Vaters Empörung war grenzenlos. Er brachte auch die Mutter, die schon nachgab, wieder hieron zurück. Von dem indigenen Benehmen gegen mich — den Vater habe ich noch garnicht gesehen; er schickte mir nur zwei Verwandte mit lächerlichen Trohungen; die Mutter sprach ich einige Momente an einem dritten Ort, wo sie war — will ich garnicht reden. Aber das Benehmen gegen Helene ist empörend! Sie ist eingeschlossen, niemand, keine Freundin, wird zu ihr ins Zimmer gelassen, sie

ist völlig sequestriert* und leidet Unenliches. Ihre Entschlossenheit ist der meinen gleich. Ich bin entschlossen, was es gehen wie es will, vor nichts zurückzuweichen. Das größte Unglück kann und wird vielleicht entstehen, denn mein Entschluß kennt keine Grenzen. Der Einzige, der namentliche Folgen abwenden und alles vielleicht noch im Guten beilegen kann, sind Sie. Wollen Sie für mich, für Helene kommen? Telegraphische Antwort im Falle der Annahme unerer Bitte! In einem halb fünfzehn Juliand 39 f. Kassalle.

Die Zurückgegangene Kassalle's spiegelte sich noch in zwei weiteren Briefen desselben vom gleichen Tage. In dem einen, worin er — in steigender Eile — einen seiner jülicher Freunde herbeiruft, schreibt er: „Es handelt sich um einen rein persönlichen Dienst, aber um Leben und Tod.“ Und in einem Briefe an die Gräfin Hagfeldt heißt es: „Ich kann nicht anders, obgleich ich seit vierundzwanzig Stunden dagegen ankämpfe, aber ich muß mich ausweichen an der Brust meines besten und einzigen Freundes. Ich bin so unglücklich, daß ich meine, seit fünfzehn Jahren zum ersten male! Was mich dabei noch mehr zermartert, ist das Verbrechen meiner Dummheit! Ich fühle mich so steningelüchlich, daß ich mich autorisiert fühle, Sie zu bitten, klos zu meinem Treiste sofort herzukommen. Sie sind ja doch die Einzige, die weiß, was es heißt, wenn ich Eiferer mich unter Tränen würde wie ein Wurm! Wohin bin ich gekommen! Ich, der allgemeine Rathe und Helfer, bin rath- und hilflos und brauche anderel Meine Dummheit richtet mich hin! Der Gewissenhaft frigt mich auf! Aber wenn ich mein Verbrechen (scil. das Verbrechen seiner Dummheit) nicht wieder gut mache, koste es was es wolle, und um jeden Preis, so will ich mein Haupt scheeren und Mönch werden. Wenn ich diese Sache nicht durchgehe — und ich zweifele hier daran, so bin ich für immer gebrochen und fertig mit allem. Noch viel mehr vielleicht, als des Mädchens Verlust verbricht mich meine Gimpel. Wenn ich sie nicht durch Sieg ausgleichen kann, verachte ich mich selbst für immer als das Schändeste.“

Unterm 9. Aug. schreibt Kassalle an Holtzoff:

... Eine eiserne Ruhe und Schmerzlosigkeit ist seit gestern Abend über mich gekommen. Gestern hatte ich noch den furchtbaren Ausdruck von Thränen, sodas ich wie ein Kind unter der Gewalt meines Schladnes zusammenbrach. Seit heute bin ich zu Eisen geworden, süßlos gegen mich selbst, nur noch ein eisalter, Körper gemoderner Wille. Mit der Ruhe eines Schachspielers werde ich diese Partie zu Ende spielen. Ich habe mir mein Ehrenwort gegeben, an dem Tage, wo ich Helene für verloren geben muß, mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Ich habe laut meinen Freunden dies auf mein Ehrenwort erklärt, und Sie werden so gut wissen, wie meine anderen Freunde, daß dies von Stunde an eine unumkehrlich beschlossene Thatfache ist. Gerade aus diesem Gedanken habe ich die große und furchtbare Ruhe gezogen, die ich jetzt meiner bemächtigt hat. Ich habe die Inventur meines Lebens gemacht. Es war groß, brav, wader, tapfer und glänzend genast. Eine künftige Zeit wird mir gerecht zu werden wissen. Und ich werde also Helene haben oder überhaupt nicht mehr sein und also auch nicht leiden. Ich habe also in keinem Fall etwas zu verlieren. Das ist der tiefe Trost, der mich stärkt und beruhigt.“

Der nachfolgende Brief, datirt vom Donnerstag, den 11. Aug., ist der letzte aus Genf: „Die Nachrichten, die ich soeben erhalte, sind weit, weit schlimmer, als alles bisherige! Ich glaube getrun, ich sei in Verzweiflung, — ich weiß erst heute, was Verzweiflung ist! Hören Sie! alles ist verneint, der Vater, die Mutter, die Schwester und Helene. Niemand im Hause, als die kleinen Kinder. Der Vater ist mit ihr und der Schwester schon Sonntag verneint. Die Mutter blieb noch. Gestern Abend mit dem letzten Eisenbahzuge kam ein Herr an, ein bel homme, dunkler Teint, schwarzes Paar, der Wallace Jano v. Racomiga. Helene hatte ihm von Wabern aus abgedrieben. Es scheint, daß er dadurch oder durch die Familie telegraphisch beschiden antam. Heute früh um 7 Uhr ist die Mutter mit ihm abgereist. Nach den sämtlichen kleinen Umständen scheint es, daß sie irgendwo Helene mit diesem Wallachen herbeirufen will, den ich dann im Duell

* Nach Helene's Erzählung waren selbst die Fensterläden ihres Zimmers vernagelt worden.